

Der Deserteur.

Roman von D. Gfster.

1. Kapitel.

Eine Grenz-Garnison.
Die kleine Festung Lühelburg war ein wahres Felsenfest. Auf dem Stamme der Vogesen gelegen, waren seine Wälle und Kasematten direkt in die Felsen hineingesprengt und gebaut, so daß die deutschen Geschütze 1870 der kleinen Festung selbst nichts anhaben konnten, wenn sie auch einen Teil der Stadt und die alte, schöne Kirche auf dem Marktplatz, der Place d'Armes zu französischen Zeiten, in Schutt und Asche legten. Aber dieser Stadtteil war dank der Entschärfungen, welche die deutsche Regierung zahlte, fast wieder aus den Trümmern auferstanden, und die Kirche erhob sich schöner denn je über die sie umgebenden Häuser, obgleich erst einige Jahre seit dem Friedensschlusse zwischen Deutschland und Frankreich verlossen waren.

Dagegen waren die Festungswerke, welche Jahrhunderte lang den feindlichen Geschützen getrotzt hatten, zerfallen und zertrümmert. Lühelburg war von der deutschen Militärverwaltung als Festung aufgegeben, auf die Erhaltung der Festungswerke war kein Fleiß mehr verwandt, die Gräben wurden theilweise zugeschüttet, die Wälle zum Teil niedergelegt und in den Felsenhöhlen wurden Steine gebrochen, die zu anderen Bauten verwandt werden sollten.

So machte denn die sonst so schmucke kleine Festung einen recht häßlichen Eindruck, da sie sich noch mitten in der Periode der Umwandlung eines besetzten Platzes in ein offenes Landstädtchen befand, und man konnte es dem jungen Jägeroffizier, der mit dem Postwagen durch das dunkle noch stehende Thor der ehemaligen Festung fuhr, nicht verdenken, wenn sich auf seinem hübschen, jugendlichen Gesichte Zeichen des Mißmuths bemerkbar machten.

Der Unterschied zwischen seiner früheren Garnison mitten im Herzen Deutschlands, in dem herrlichen Thüringen und seinem jetzigen Bestimmungsort war aber auch zu groß und hervorleuchtend! Dort eine freundliche, kleine Residenzstadt, umgeben von herrlichen, sorgfältig gepflegten Promenaden und Gärten wohlhabender Willenbesitzer, hier ein halberfallenes Städtchen auf kahler Anhöhe und mit einem schroff abfallenden Glatz, auf dem kaum einige erbärmliche Büsche wuchsen, da während der Belagerung alle hohen Bäume niedergelegt waren und man sich nicht die Mühe gegeben hatte, neue Anpflanzungen zu machen. Dort eine saubere Stadt mit freundlichen, breiten, gutgepflasterten Straßen, hier finstere Gassen und Gäßchen mit holprigem Pflaster und kleinen Häusern, deren verödetes Aussehen oft anzeigte, daß sie überhaupt keine Bewohner hatten. Dort eine heitere, entgegenkommende Bevölkerung, die selbst einen übermüthigen Streich der jungen Offiziere gern verzieh, hier finstere Blicke, die in jedem Soldaten des neuen deutschen Reiches den gefährlichsten „Prussian“, den verhassten Eroberer, sahen.

Nur einigermaßen veröhnt wurde der junge Offizier mit seinem neuen Aufenthaltsort durch den Anblick der grünen Berge und Wälder der Vogesen, welche sich in kleiner Entfernung um das Städtchen lagerten und herrliche Spaziergänge und Ausflüge versprachen.

Jetzt rumpelte der alte Postomnibus über die noch in rötlichen Ketten hängende Ziehbrücke und hielt nach einigen Minuten vor dem „Hotel de Strasbourg“, in dem der junge Offizier vorläufig Quartier bestellt hatte. Als er aus dem dunklen, dumpfen Postomnibus herauskletterte, rief eine kräftige Stimme:

„Hallo! Harald... wo zum Henker bleibst Du so lange. Schon seit einer halben Stunde warten wir auf Dich!“

Harald wandte sich um und sah in das lachende Gesicht seines Freundes, des Oberleutnants Ludwigs Krumpholtz, oder Lulus, wie er von seinen Kameraden genannt wurde, der ihm beide Hände entgegenstreckte. Noch mehrere andere jüngere Offiziere standen neben ihm; scheinbar hatte man an dem kleinen runden Tischchen vor dem Cafe gesessen, welche die eine Seite des Hotels einnahm, während sich auf der anderen Seite die gewöhnliche Gaststube und Bierauskunft befanden.

Herzlich schüttelten sich die seit zwei Jahren getrennten Freunde die Hände und auch die anderen Kameraden wurden freundschaftlich begrüßt.

Das Bataillon lag erst seit zwei Jahren in dem kleinen lothringischen Städtchen. Der Abschied aus der thüringischen Heimath war damals allen sehr schwer geworden und allgemein hatte man Harald von Heineke benedict, der als Adjutant des Bezirkskommandos in der schönen Heimath bleiben durfte. Aber wie alles ein Ende hat, so auch das angenehme Kommando Haralds, der jetzt zu seinem Bataillon wieder eintückte, um einem anderen Offizier seine Adjutantur bei dem heimathlichen Bezirkskommando zu überlassen.

Wist wohl ein bißchen erlaunt ge-

wesen ob seiner neuen Residenz, Harald!“, meinte „Lulu“ lächelnd. „Es sieht hier freilich nicht gar zu lieblich aus, aber tröste Dich, mein Junge, einen guten Schoppen Wein gib's hier und gute Jagd — ich habe selbst letzten Winter einen Wolf zur Strecke gebracht — und dann — schau Dir mal die Möbel da an!“

Er zwinkerte verschämt nach zwei jungen, einfach aber elegant gekleideten Damen hinüber, welche über den Platz zur Kirche schritten.

Die eine von ihnen, eine etwas rundliche kleine Brünnette, war verschwunden aus ihren braunen Augen einen lächelnden Blick auf die jungen Offiziere, um die Augen sogleich wieder züchtig zu senken, da sie bemerkte, daß die Blicke der Offiziere ihnen folgten. Die andere, eine zierliche schlankere Figur mit prächtigem schilbendem Haar, einem reizenden zarten Gesichtchen, dem die dunklen Augenbrauen und Wimpern einen eigenen Reiz verliehen, sah rühr vor sich nieder, ohne von den Offizieren irgend welche Notiz zu nehmen.

„In der That nicht übel“, entgegnete Harald lächelnd.

„Na, na, nur nicht so obenhin“, sagte Lulu lachend. „Du scheinst ja gar verwöhnt zu sein, mein Sohn. Sieh Dir die jungen Damen von Lühelburg nur erst einmal in der Nähe an, sie halten den Vergleich mit unseren heimathlichen Pensionistinnen schon aus. Kein französisches Blut und Pariser Chic.“

„Du bist ja ganz begeistert! Kennst Du die Damen?“

„Wer sollte die schöne blonde Mademoiselle Henriette und ihre kleine festsche Kousine Mademoiselle Julie nicht kennen?“

„Aber Ihr grüßet ja nicht einmal.“

„Auf Grüß-Fuß stehen wir mit jenen nicht. Wer's einmal versucht hat, sie zu grüßen, der erhielt als Antwort nur einen vernichtenden Blick aus den blauen Augen Mademoiselle Henriettes, während die braunen Augen Mademoiselle Julies ihn schelmisch anblitzten. Du mußt nämlich wissen, daß Henriette die Tochter des Monsieur Jean Hauviller ist, des größten Preußenfreuders, zugleich aber reichsten Mannes der Stadt, Mademoiselle Julie ist eine arme Waise aus dem Elsaß und führt den uralten Namen Meyer, der hier aber französisch Meiere ausgesprochen wird... doch Du wirst das alles noch erfahren! Jetzt komm, wir haben ein Cafe ein frugales Abendessen für Dich bestellt und eine kleine Mai-Bowle aus gutem Elsaßer Wein angehängt. Hoffentlich bist Du nicht zu ermüdet, um eine Stunde mit uns zusammen zu sein.“

„Durchaus nicht. Ich habe letzte Nacht in Strasbourg logirt und die zweistündige Eisenbahnfahrt hierher hat mich nicht angegriffen. Schlimmer war schon die Omnibusfahrt — da wurde man tüchtig durchgeschüttelt.“

„Glaub's schon. Unsere Beförderungsmittel sind hier noch etwas vor-sinfaltlich.“

Damit nahm Lulu den Freund unter den Arm und führte ihn in das Cafe, wo der Tisch schon gedeckt war. Das Cafe bot den gewöhnlichen Anblick solcher französischen Lokale. Am oberen Ende das „Kontor“, wo „Madame“ vor ihrem dicken Anschreibebuch und der Kaffe thronte, in der Mitte ein langer, mit Marmorplatte versehener Tisch, an den Seiten einige kleinere Marmortische, an den Wänden einige alte Bilder, Ankündigungstafeln und Melampelate, und hinter dem „Kontor“ ein Glaskasten, in dem die verschiedenartigsten Liköre in bunten Flaschen prangten.

Den unteren Theil des Saales nahm ein altes Billard ein, dessen graugrünes Tuch die Freunde der Lühelburger an diesem interessanten Spiel bewies.

Zwei sauber gekleidete, einfache Mädchen und ein mit weißer Schürze geschmückter „Viccolo“ besorgten die Bedienung nach dem Kommando von „Madame“ während „Monsieur“ seinen Geschäften außerhalb des Hauses nachging oder drüben in der Gast- und Schankstube mit seinen französischen Gästen Domino spielte und Absinth dazu trank.

Aus dem Cafe hatten sich diese französischen Gäste fast ganz weggezogen, da die deutschen Offiziere dasselbe zu ihrem Stammlokal gewählt hatten, in dem es oft sehr lustig und etwas geräuschvoll zuging. Nur einige ältere Herren der französischen Bürgerschaft, ein alter pensionirter Kapitän und mehrere Beamte, besuchten aus alter Gewohnheit noch das Cafe und erödeten sich auch an der harmlosen Lustigkeit der jungen deutschen Offiziere.

Von einer deutschen Zivilbevölkerung konnte man in dem kleinen Grenzstädtchen kaum reden. Da war nur der Oberförster, der Apotheker, der Steuerbeamte und mehrere Unterbeamte deutsch, die ansässige Bevölkerung aber war durchgängig französisch, wenn auch fast mit eläfflich-deutschen Elementen vermenget.

In weiterem Gespräch und Austausch der Gedanken verfloß den jun-

gen Offizieren die Zeit. Harald mußte von der Heimath erzählen, die anderen gaben ihre Erlebnisse in der kleinen, abgeschlossenen Welt zum besten, in der man hier lebte.

„Wenn man nicht manchmal nach Strasbourg oder Nancy hinübertratschen könnte, wüßte ich wahrlich nicht auszuhalten“, meinte mürrisch ein älterer Oberleutnant, der schon seit einigen Jahren auf den zweiten Stern in den Epuletten wartete.

„Ja, aber Nancy ist ein gefährliches Terrain“, entgegnete Lulu. „Man muß sich verteuflert in acht nehmen, nicht abgeseht zu werden. Es ist streng verboten, ohne Urlaub die Grenze zu überschreiten.“

„Aha, man kommt schon durch, und wenn man auf französisch spricht, hat man in Nancy nichts zu befürchten. Die Franzosen sind höfliche Leute.“

„Und vor allem die Französinnen!“ Alle lachten. Man wußte, daß der müthige Oberleutnant eine heimliche Liebe in Nancy hatte.

„Die flotten Französinnen sollen leben!“ rief Lulu und erhob das Glas. Man stieß lachend zustimmend an.

In diesem Augenblick wurde die Thür des Cafes geöffnet und die lange Gestalt des Bataillonsadjutanten, Leutnants von Fuchs, trat rasch herein.

„Guten Abend, Fuchs“, rief man ihm zu. „Na, hast Du endlich mal Zeit?“

Der Adjutant war dafür bekannt, daß er „niemals Zeit hatte“. Das war so seine Lebensart; selbst mitten in der Nacht, wenn man ihn zu einer Partie Stat aufforderte, entschuldigte er sich damit, daß er „keine Zeit habe“.

Die Wichtigkeit seines Amtes prägte sich denn auch auf seinem in ernsten Falten liegenden Gesichte aus.

„Ja, spottet nur, Ihr jungen Dackel“, entgegnete er. „Ihr macht Euren Dienst und dann seid Ihr fertig, während unferns niemals über seine Zeit verfügen kann.“

„Na, begrüßen wir nur erst einmal Harald.“

„Ah, Heineke — sind Sie glücklich angekommen. — Der Kommandeur sprach schon von Ihnen heute. Mühen morgen gleich in Dienst... aber, Kinder, geht mir erst einmal etwas zu trinken. Ich bin fast verdurftet. Seit Mittag hie ich und schreibe mir die Finger alhm.“

„Na nu, was gib's denn?“

Aber ehe der Adjutant antwortete, trant er ein großes Glas Bowle mit großem Wohlbehagen aus. Dann setzte er sich an den Tisch, streckte die langen Beine weit von sich aus und sagte mit lauter Stimme: „Ja, was gib's? — Der Teufel ist einmal wieder los. Wißt Ihr nicht, daß ich schon wieder ein Kerl ausgetiffen ist?“

„Kein Wort!“

„Heute Mittag meldete es Hauptmann Falkenbagen. Das ist nun schon der dritte Deserteur in dem letzten Vierteljahr. Da muß der Teufel hinterstehen. Der Major ist wüthend... könnt Ihr Euch denken. Na, und bei der Division und beim Korps gibt das wieder einen Mordspektakel.“

„Drei Deserteur in einem Vierteljahr? Das ist allerdings seltsam! Unsere Leute dienen doch sonst gern“, sagte Harald.

„Ja, sie haben's ja auch gut im Bataillon. Der Alte sorgt für sie wie für seine Kinder. Aber bei dem letzten Krieg hatten wir einige Elemente, die nicht zu den übrigen Petruken paßten... internationales Volk aus den Fabrikdistrikten. In denen steht der Teufel. Wenn man nur wüßte, wer ihnen über die Grenze hilft.“

„Sie meinen, daß diese Desertionen planmäßig betrieben werden?“

„Ohne Zweifel. Man müßte die Kerle sonst an der Grenze, die sehr scharf bemacht wird, wieder einfangen. Aber sie müssen Helfershelfer haben, die sie hinüber schaffen.“

„In Nancy vielleicht?“

„Nein, das glauben wir nicht. Näher, viel näher... Doch still, da kommt der alte Kapitän. Der darf nicht's hören und Madame spitzt auch schon die Ohren. Der Rudud traue diesen Franzosen. Schenkt mir noch einmal ein.“

Das geschah, und das Gespräch mandte sich wieder allgemeineren Gegenständen zu.

Es war Mitternacht, als sich der fröhliche Kreis trennte, und Harald mit etwas schwerem Kopf sich zur Ruhe legte.

(Fortsetzung folgt.)

Wer dir ganz genau sagt, was er an deiner Stelle tun würde, ist selten darüber im Klaren, was er an seiner eigenen Stelle zu tun hat.

Im Tabak-Streit spielt der Ahe-bir von Aegypten die Rolle der Stimmen von Portici. Rix tau seggen!

Der Mensch ist das hungrieste Wesen schlechthin. Nur das Tier ist satt, wenn es gegessen hat.

Mythologisches: Wenn Amor Geldforgen hat, läßt sein Berufseifer nach.

Die Standard Oil Co. sagt, daß sie keine Unterjüngung fürchte. Wahrscheinlich hat ihr der Verlauf des Prozesses gegen den Fleischtrutz Mut gemacht.

Höchste Empanzation: Dame (erzählend): „Als ich aber so mütterlellenallein im Walde umherirrte, da überweibte mich doch die Angst.“

Ada.

Roman von E. Graddon.

(20. Fortsetzung und Schluß.)

In weniger denn einer Stunde war Alles geschick, hatte der Verbrecher seine Seele ausgehaucht. Außer dem Gerichtsbeamten, um welchen man geschickt, hatten noch mehrere andere Personen sein Bekenntniß entgegengenommen und als Zeugen unterschrieben, dann hatte er leise zu Redmann gesagt:

„Verzeihen Sie mir, Ihnen habe ich das größte Unrecht zugefügt, aber nun ist Alles vorbei. Sie haben einen schönen Schuß abgefeuert, leben Sie wohl und verzeihen Sie mir alles Böse, das ich Ihnen zugefügt.“

Redmann nahm das Schriftstück an sich, welches für ihn von so großer Bedeutung war, und nachdem der Verbrecher die Augen geschlossen, verlieh er das Gemach und sperrte dessen Thür sorgfältig hinter sich ab.

Als der Priester und der Arzt das Haus verließen, fuhr gerade ein Wagen vor. Ada war es, die demselben entstieg.

„Meine Tochter, mein Kind“, rief Redmann, als er ihrer ansichtig ward, und hastig eilte er aus dem Zimmer, um das Mädchen in die Arme zu schließen.

„Meine Ada, diese Stunde entschädigt mich für ein ganzes Leben der Bitterkeit und Qual.“

Das junge Mädchen klammerte sich zitternd an den Arm des Vaters, es war unbeschreiblich bewegt und Todensüsse bedeckte ihre Lippen.

„Sei Dich hier nieder, Ada, dann wollen wir zur Mutter gehen.“

Seine Stimme zitterte vor Freude und Liebe.

Ada, die einen Brief in Händen hielt, wies auf einen Polizeimann und bot ihm das Schreiben dar.

„Wir haben nichts mehr zu fürchten, mein Kind“, sprach er, nachdem er es überflogen, „der wirkliche Mörder hat Alles gestanden; er befindet sich im anstehenden Zimmer. Wir werden von nun an so glücklich sein können! Nun aber“, fügte er hastig hinzu, „trinke vor Allem hier dieses Glas Wein! Du siehst vollkommen erschöpft aus und bedarfst der Erfrischung. Dann erzähle mir, wo Du mit jenem Schurken Tredegar gewesen. Den Brief, welchen Du mir gebracht, werde ich der Polizei übergeben.“

Redmann entfernte sich für wenige Augenblicke, dann nahm er an der Seite des jungen Mädchens Platz und streichelte liebend dessen Hand.

„Beruhige Dich, Kleine, und erzähle mir Alles. Ich kann Dich ja so gut begreifen, der Spigbube hat Dich auf irgend eine Weise hintergangen. Er drohte Dir verächtlich damit, daß er dich ins Zuchthaus schicken könne und hat Dich auf solche Art ganz unbeschreiblich erschreckt. Vielleicht lodte er Dich auf das Schiff durch die Vorspiegelung, daß ich mich auf demselben befinde?“

„Allerdings, Vater, so ist es gewesen. Er sagte, Du seist mein Vater, und das wenigstens war die Wahrheit — nicht so.“

„Ja, mein Liebling, Gott sei Dank! Nun erzähle mir aber, auf welche Art Du ihm entkommen und wie Du hierher gelangt bist.“

Rasch sagte Ada ihrem Vater Alles und er lautlich verblüfft und befriedigt ihren Worten.

„Der Spigbube befindet sich jetzt im Hause meines Vaters, wie Du sagst? Wie dankbar will ich dem Steuermann sein, welcher es Dir ermöglicht hat, zu entkommen und hierher zu fahren. Die arme Polbi-Spicer, ich kenne das Mädchen; sie ist eitel, aber harmlos und gutmüthig. Wir müssen unser Möglichstes für sie und ihre Mutter thun. Daß sie Joan Tredegar angehängen hat, wird sich ja wohl verheilmachen lassen. Schade, daß die Welt nicht um einen Schurken ärmer geworden. Nun aber müssen wir in erster Linie an Deine Mutter und an Deinen Verlobten denken; sie sind Beide halb wahnsinnig vor Verzweiflung.“

Thranen standen in seinen Augen, während er die Tochter küßte und zärtlich sprach:

„Komm, Ada, hier ist von jetzt an nicht mehr mein Heim, ich lege den Namen Redmann ab und bin nun wieder Franz North. Frei und offen kann ich der ganzen Welt in die Augen sehen. Ich bin wieder jung geworden, das Leben beginnt von Neuem für mich. Ich muß meiner Haushälterin nur einige Befehle erteilen, dann will ich an Colin telegraphiren und uns einen Wagen bestellen, der uns nach Schloß Deverill bringen soll. Warte hier einen Augenblick auf mich, Lieblich, ich kehre gleich wieder zurück.“

Der Mann, welcher Jahre hindurch stets düster und in sich gekehrt gewesen, schien mit einem Male aufzuleben. Er besorgte hastig Alles, was er sich vorgenommen, und das Telegramm, welches er an Guido Colin expedirte, lautete wie folgt:

„Ada ist bei mir wohl und gesichert, theilen Sie es ihrer Mutter mit. Die Nacht hat Tredegar erreicht. Von heute an ist mein Name geklärt und ich bin ein freier Mann. Habe viel zu erzählen und werde Abends um acht Uhr mit Ada auf dem Schlosse eintreffen.“

Franz North.“

Drei Monate waren vergangen.

Die Gräfin Felson saß in ihrem Boudoir und schrieb einen Brief an ihren Jugendfreund Oberst Rayson, der vor längerer Zeit nach Indien verkehrt worden und welchen sie gerne über Alles in Kenntniß hielt, was in der Heimath vorging.

„Ich habe versprochen, Ihnen genaue Bericht über die Ereignisse von Deverill zutommen zu lassen.“ schrieb sie unter Anderem, „und kann nur Gutes melden. Alles ist in schönster Ordnung, und ich bin nun überzeugt, daß der phantastische Romanier noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben kann, wenn man Alles, was er erfindet, mit dem vergleicht, was der arme Franz North erlebt hat, Jahre hindurch weilte er in unmittelbarer Nähe seiner Frau und seines Kindes, ohne daß irgend eine Menschenfehle es genügt hätte. Die schöne Ada und ihr Verwandter verliebten sich dann miteinander, und von jener Zeit an folgte ein Ereigniß nach dem andern. Natürlich hat die ganze Gegend seit Wochen von nichts als von dieser interessanten Geschichte geredet.“

Guido Colin und Ada North sollen gleich nach Weihnachten heirathen — ich selbst bin zur Hochzeit geladen. Joan Tredegar ist von irgend einem armen Mädchen, das er hintergangen, angehängen worden, und wie man mir erzählt, hat sich Laura Thornley, mit der er einst verlobt gewesen, dazu hergegeben, ihn zu pflegen, ihn dem Tode abzurufen. Man behauptet, er sei ein Anderer geworden. Edith Tredegar hat ihre Nege nach dem reichen Grafen Frelands ausgeworfen; ob es ihr gelingen wird, ihn zu angeln, das weiß der Himmel!“

Die Weihnachtszeit war gekommen, und Franz North, welcher in all' seine Redet eingelegt worden war, beugte dieselbe in feierlichster Weise, indem er ein großes Fest auf Schloß Deverill gab. Allerorts herrschte regste Freude. Am Silvesterabend endlich fand die Trauung des jungen Paares statt, und unter den lauten Jubelrufen der Landbevölkerung, welche in dichten Schaaren herbeigeeilt war, um das junge Paar zu sehen, flüsterete Guido von Colin seinem Weibe zu:

„Endlich mein, mein geliebtes Alpenweiden!“

„Eine Welt voll Liebe lag in dem Blick, welchen sie auf ihn richtete, während sie leise und zärtlich entgegnete: „Mein Gatte, mein geliebter Gatte!““

(Ende.)

Hebung der russischen Schiffe in Port Arthur und Tschumupo.

Die Ausbesserung der russischen Linienschiffe Järawitsch und Nowitschin und des großen Kreuzers Pallada, die bei dem Torpedobootangriff in der Nacht vom 8. zum 9. Februar 1904 mehr oder weniger beschädigt wurden, hat seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregt, weil für sie keine ausreichenden Dodanlagen zur Verfügung standen, und die Russen in der Verwendung hölzerner Kisten ein Ersatzmittel schaffen mußten, dessen Benutzung in diesem Umfange bisher nicht erprobt war. Die Ergebnisse haben, wie ein deutsches Blatt schreibt, hierbei gezeigt, daß man bei sachgemäßer Ausnutzung aller zur Verfügung stehenden Hilfsmittel auch ohne den Besitz von größeren Dodanlagen umfangreiche Ausbesserungen an Schiffen vornehmen kann, die sie befähigen, an den weiteren Kriegsoptionen theilzunehmen. Die Erkenntniß dieser Thatfache ist für jeden Kriegführenden, der nur im beschränkten Maße über ständige Reparaturvorrichtungen verfügt oder der durch die überseeischen Operationen gezwungen ist, sich einen vorübergehenden Stützpunkt zu schaffen, von außerordentlicher Wichtigkeit. Verdienen diese Leistungen der Russen schon allgemeine Aufmerksamkeit, so ist dies für die Arbeiter der Japaner bei der Hebung der russischen Schiffe in Port Arthur und Tschumupo in noch höherem Maße der Fall. Wie umfangreich die Aufgabe war, geht daraus hervor, daß es sich in Port Arthur um die Hebung von 4 Linienschiffen, 1 Panzerkreuzer, 1 großen Kreuzer, 3 großen Torpedobootzerstörer und 7 Dampfern der Handelsmarine handelte. Sie besaßen zusammen eine Wasserverdrängung von 80,801 Tonnen, von denen nicht weniger als 65,819 Tonnen auf die Kriegsschiffe kamen. Außerdem waren noch zu heben in Tschumupo der große Kreuzer Warjag von 6568 und ein Transportschiff von 2415 Tonnen sowie in der Tairenbucht ein Dampfer von 802 Tonnen. Außer diesen Schiffen, die bereits alle geborgen sind, hoffen die Japaner in Port Arthur noch 4 Kanonenboote und 5 Torpedobootzerstörer heben zu können.

Die Schwierigkeiten bei der Hebung der Schiffe in Port Arthur waren geringer als die in Tschumupo. Die Schiffe lagen hier bei mäßiger Krängung in verhältnismäßig flachem Wasser. Die Gezeitenströmung war nicht sehr erheblich. Bei Niedrigwasser ragte das Oberdeck der meisten Schiffe über die Wasseroberfläche hinaus. Dabei waren die durch die Beschädigung angerichteten Schäden geringer als man anfangs glaubte annehmen zu müssen. Ebenso hatten die von den Russen kurz vor der Uebergabe an den Schiffe zur Entzündung gebrachten Schießmolladungen nicht den Erfolg gehabt, den man damit beabsichtigte, d. h. die Schiffe vollständig unbrauchbar zu machen. Das größte Led, das erzielt wurde, traf man auf

dem großen Kreuzer Pallada an; es hatte eine Ausdehnung von acht zu fünf Metern. Die Hebung der Schiffe, die bei allen Fahrzeugen fast in der gleichen Weise erfolgte, wurde dadurch vorbereitet, daß zunächst sämtliche Geschütze und beweglichen Theile entfernt wurden. Darauf dichteten Taucher alle unter Wasser befindlichen Oeffnungen ab. Als Dichtungsmaterial wurden außer Holz, Segeltuch und Berg vornehmlich Bleiplatten und Kitt verwendet. Nach Bendigung dieser Vorbereitungen erfolgte das Leerpumpen der Schiffe durch zwei Pumpendampfer, von denen einer 3000, der andere 4000 Tonnen stündlich zu fördern imstande war. Außerdem wurden an Deck der Schiffe eine große Zahl von Saugpumpen und ein Dampfessel zu ihrem Betriebe aufgestellt. Weitere Dampfessel sowie eine elektrische Lichtmaschine befanden sich auf Prahmen, die längs der Schiffe gelegt werden konnten. Außerdem waren die von den Russen in Dalny zurückgelassenen Dampfpumpen nach Port Arthur geschafft worden, wo sie vorzüglich Dienste leisteten. Mit diesen Hilfsmitteln war es so beispielsweise bei dem Linienschiff Retowian, dessen Hebung die größten Schwierigkeiten verursachte, möglich, in der Stunde eine Wassermenge von 16,000 Tonnen zu bewältigen, während die bei Hochwasser im Schiff befindliche Wassermasse etwa 25,000 Tonnen betrug. Mit diesen mächtigen Pumpenanlagen gelang es, die Schiffe nach und nach wieder flott zu machen. Nachdem hierauf die Schiffe vom Schlamm gereinigt und die Instandsetzung der Maschinen und die vorläufige Dichtung der Lecks erledigt waren, sind sie zur vollständigen Wiederherstellung auf die verschiedenen japanischen Werften vertheilt worden.

Die Fahrt dorthin konnten einige Schiffe, darunter die Linienschiffe Petrowitz und Poltawa, ohne Begleitung unter eigenem Dampf zurücklegen.

Sehr viel schwieriger und zeitrauender gestaltete sich die Hebung des großen Kreuzers Warjag in Tschumupo. Das Schiff lag vollständig geneigt auf seiner Backbordseite. Die Wassertiefe betrug bei Niedrigwasser etwa 11,5 Meter, während der Unterschied zwischen Hochwasser und Niedrigwasser zwischen 7 und 9 Meter schwankt. Dieser große Unterschied hat eine Gezeitenströmung von mehr wie 4 Seemeilen die Stunde im Gefolge. Auch hier begann man zunächst mit der Entfernung aller beweglichen Theile, wobei außer 25 modern ausgerüsteten Tauchern bis zu 300 Werftarbeiter aus der Staatswerft in Sassebo und bis zu 400 torenaische Kulis verwendet wurden. Bevor indessen hiernach an das Abdecken der Oeffnungen gegangen werden konnte, mußte das Schiff ausgerichtet werden. Dazu wurden die Schlammmassen theils durch starke Wasserstrahlen, theils durch Fortsaugen mit Hilfe von Baggerrohren allmählich entfernt. Es gelang auf diese Weise, das Schiff nach und nach in die Höhe zu bringen. Nachdem dann die Oeffnungen geschlossen worden waren, versuchte man das Schiff durch Auspumpen aufschwimmen zu lassen.

Der Versuch mißlang, so daß man gezwungen war, Ende Oktober 1904 die Bergungsarbeiten abzubrechen und bis zum April 1905 zu verschieben. Um das Aufschwimmen des Schiffes unter allen Umständen sicher zu stellen, benutzte man diese Pause in den Arbeiten dazu, einen Kasten vorzubereiten, dessen Grundfläche durch das Oberdeck des Schiffes gebildet werden sollte, während für die 6 Meter hohen Seitenwände und die Decke eine Holzkonstruktion vorgesehen war. Man hatte berechnet, daß nach dem Leerpumpen des Kastens sich bei steigender Fluth der Auftrieb um etwa 6000 Tonnen vermehren und damit genügen würde, das Schiff aufschwimmen zu lassen. Bei der Herichtung dieses Kastens wurde in folgender Weise vorgegangen. Man baute zunächst die Steuerbordseite, bei der es Arbeiten über Wasser möglich war. Diese Arbeit erforderte etwa einen Monat. Dann ging man dazu über, das Schiff, das immer noch um 24 Grad nach der Seite geneigt war, durch Wegspülen des Schlammes bis zu 3 Grad aufzurichten. Nachdem dies Mitte Juni erreicht war, machte man sich mit großer Beschleunigung daran, den Kasten fertigzustellen, was in etwa 40 Tagen gelang. Im Innern des Aufbaues wurden dann auf dem Oberdeck noch drei eiserne Tanks aufgestellt, die zur Aufnahme von neuen, leistungsfähigen Zirkulationspumpen bestimmt waren. Den nötigen Dampf erhielten diese Pumpen von längs der Schiffe gelegten Dampfmaschinen. Außerdem waren noch mehrere Hilfspumpen, die ebenfalls auf Dampfenergie untergebracht waren, vorhanden. Für die Hebung des Schiffes war der 8. August 1905 ausersehen, da man an diesem Tage mit einer Wassertiefe von 21 Metern und einer Fluthhöhe von 10 1/2 Metern rechnen konnte. Der Versuch gelang. Nach dem Eingreifen der Pumpen schwamm das Schiff auf. Es wurde nun gereinigt und die Maschinen und Kessel in Stand gesetzt. Dann konnte der Kreuzer unter eigenem Dampf die Reise nach Japan antreten, ein Ereigniß, welches bei der langen Zeit, die das Schiff unter Wasser gelegen hat, niemand erwartet hatte.

Mancher bringt es fertig, zehn Gute zu beleidigen, um einen Schlechten zu verteibigen.